

(Nachdruck verboten.)

51

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Sjawelj atmete schnell, zog die Luft mit kurzen, gierigen Zügen ein. Seine Stimme setzte oft aus, seine knochigen Finger an den kraftlosen Händen glitten auf der Brust hin und versuchten, die Paletotknöpfe aufzuknöpfen.

„Es schadet Ihnen so spät im Walde . . . Laubwald ist feucht und schwül!“ bemerkte Sophie.

„Mir hilft nichts mehr!“ keuchte er. „Mir hilft nur noch der Tod . . .“

Es war nicht leicht, ihn anzuhören, und seine ganze Gestalt rief jenes überflüssige Mitleid hervor, das seine eigene Ohnmacht kennt und verdrießlichen Aerger erweckt. Er setzte sich auf ein Faß, beugte die Knie so vorsichtig, als fürchtete er, sie könnten brechen, und rieb die schweißige Stirn. Sein Haar war trocken, tot.

Der Scheiterhaufen flammte auf, ringsum zitterte und schaukelte alles, die Schatten flohen furchtsam in den Wald, als hätten sie sich verbrannt, und über dem Feuer schimmerte das runde Gesicht Ignatys mit aufgeblasenen Backen. Es roch nach Rauch; wieder ballten sich Stille und Nebel lauernd auf dem Platz zusammen und lauschten auf die heiseren Worte des Kranken:

„Aber dem Volk . . . kann ich als Zeuge von Verbrechen noch Nutzen bringen . . . Da, sehen Sie mich an . . . ich bin achtundzwanzig Jahre, aber — ein toter Mann! Und vor zehn Jahren habe ich ohne Mühe zwölf Pud getragen . . . Mit der Gesundheit, dachte ich, brauchst Du noch siebzig Jahre bis zum Kirchhof . . . Aber dann vergingen zehn — und jetzt kann ich nicht mehr. Die Herren haben mich bestohlen, mir vierzig Jahre meines Lebens geraubt . . . vierzig Jahre . . .“

„Das ist keine Melodie!“ sagte Rybin dumpf.

Das Feuer flammte wieder auf, aber jetzt schon kräftiger, heller, wieder wichen Schatten in den Wald, wieder schlichen sie an's Feuer heran und zitterten um den Scheiterhaufen in stummem, feindseligem Tanz. Im Feuer knisterte und ächzte nasses Reisig. Die Blätter an den Bäumen klisterten und rauschten, von der warmen Luftwelle beunruhigt. Fröhliche, lebendige, gelbe und rote Flammenzungen spielten miteinander, umfingen sich, stiegen in die Höhe, streuten Funken, heiße Blätter flogen auf, und die Sterne am Himmel funkelten lächelnd und lockten . . .

„Das ist nicht mein Lied . . . Tausend Menschen singen es . . . für sich, ohne die heilsame Lehre zu verstehen, die das Volk daraus ziehen kann . . . Wieviel Wesen werden durch die Arbeit zu Tode gequält, wieviel Krüppel gehen schweigend vor Hunger zugrunde . . . Wir müssen schreien, Brüder, müssen schreien!“ Er hustete, krümmte sich und zitterte am ganzen Leibe.

„Warum?“ fragte Jesim. „Mein Kummer — ist meine Sache . . . Bin ich froh, dann sieh zu . . .“

„Stör' ihn nicht!“ rief Rybin.

„Du hast ja selbst gesagt, man soll mit seinem Kummer nicht prahlen!“ bemerkte Jesim finster.

„Hier handelt es sich um etwas anderes, um das gemeinsame Leid, nicht um das persönliche,“ sagte Rybin eindringlich. „Hier hat ein Mensch eine Lese ausgemessen und ist nun am Ertrinken . . . Da ruft er der Welt zu: „Se, geht nicht diesen Weg! . . .“

Jakob stellte einen Eimer etwas auf den Tisch, warf einen Bund grünen Lauchs hin und sagte zum Kranken:

„Komm, Sjawelj, ich bring' Dir Milch . . .“

Sjawelj schüttelte den Kopf, aber Jakob faßte ihn unter die Achsel, hob ihn auf und führte ihn zum Tisch.

„Hören Sie,“ sagte Sophie leise und vorwurfsvoll zu Rybin, „warum haben Sie ihn hierher gerufen? Er kann jede Minute sterben . . .“

„Das kann er!“ stimmte Rybin ihr bei. „Mag er doch unter Menschen sterben . . . das ist leichter, als allein . . . Einstweilen soll er nur reden . . . Sein Leben ist für nichts und wieder nichts zugrunde gerichtet — da mag er nun der Menschen wegen noch etwas ausharren . . . das tut nichts!“

„Sie scheinen Ihr Vergnügen daran zu haben!“ rief Sophie.

Rybin blickte sie an und erwiderte finster:

„Das waren die Herren, die ihr Vergnügen daran hatten, als Christus am Kreuze jammerte; wir aber lernen von den Menschen und wollen, daß Ihr noch etwas lernt . . .“

Die Mutter hob erschreckt die Brauen und sagte:

„Hört doch auf!“

Am Tisch begann der Kranke wieder:

„Sie richten die Menschen durch Arbeit zugrunde . . . warum? Stehlen den Leuten das Leben — warum? frage ich. Unser Herr — ich habe mein Leben auf der Fabrik Resedow verloren — schenkte einer Sängerin goldenes Geschirr . . . und sogar ein goldenes Nachtopf war dabei . . . In diesem Topf steckt meine Kraft, mein Leben . . . dafür ist es hingeopfert . . . Er hat mich durch Arbeit umgebracht, um seine Geliebte mit meinem Blut zu amüsieren . . . hat ihr für mein Blut einen goldenen Nachtopf gekauft.“

„Der Mensch ist nach Gottes Ebenbild und ihm gleich geschaffen,“ sagte Jesim lachend. „Aber nun haben wir gehört, wozu man gebraucht wird . . . Das ist gut!“

„Dazu schweigen wir nicht!“ rief Rybin und schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Das dulden wir nicht!“ fügte Jakob leise hinzu.

Ignatj verzog das Gesicht.

Die Mutter bemerkte, daß alle drei Burschen wenig sprachen, aber mit der unerfättlichen Aufmerksamkeit hungriger Seelen zuhörten, und jedesmal, wenn Rybin sprach, blickten sie ihm lauernd ins Gesicht . . . Sjaweljs Worte riefen in ihren Gesichtern sonderbaren scharfen Spott hervor. Mitleid mit dem Kranken war in ihnen nicht zu spüren.

Die Mutter beugte sich zu Sophie hin und fragte leise:

„Sagt er wirklich die Wahrheit?“

Sophie antwortete laut:

„Ja, das ist wahr! Von solchem Geschenk hat etwas in der Zeitung gestanden . . . Das war in Moskau . . .“

„Und dafür hat er keine Strafe bekommen . . .“ sagte Rybin dumpf. „Das müßte er doch . . . er müßte zum Volk hinausgeführt und in Stücke gehauen werden, und sein Fleisch, das verfluchte, müßte man den Hunden vorwerfen . . . Große Strafgerichte wird das Volk halten, wenn es aufsteht. Wird viel Blut vergießen, um seine Kränkungen abzuwaschen. Dieses Blut ist — sein Blut, aus seinen Adern gesogen. Das gehört ihm.“

„Es ist kalt!“ sagte der Kranke.

Jakob half ihm aufstehen und führte ihn zum Feuer.

Der Scheiterhaufen brannte gleichmäßig hell, und die gesichtslosen Schatten zitterten um ihn herum und beobachteten erstaunt das lustige Spiel des Feuers. Sjawelj setzte sich auf einen Baumstumpf und streckte seine durchsichtigen, trockenen Hände nach dem Feuer aus. Rybin nickte nach seiner Seite hin und sagte zu Sophie:

„Das — ist schärfer als Bücher! Das — muß man wissen! . . . Wenn eine Maschine einem Arbeiter den Arm abreißt, oder ihn tötet, so wird erklärt — hat selbst Schuld. Wenn aber einem Menschen das Blut ausgesaugt und er weggeworfen wird, wie Was . . . so läßt sich das nicht erklären. Ich begreife jeden Mord . . . aber dieses Foltern zum Vergnügen — das begreife ich nicht! . . . Und warum foltert man die Leute, warum quält man uns alle? Zum Vergnügen, aus Scherz, damit man lustig auf Erden leben, sich für das Volksblut alles kaufen kann — eine Sängerin, Pferde, silberne Messer, goldenes Geschirr . . . teures Spielzeug für die Kinder. Du mußt arbeiten, immer mehr arbeiten, ich aber scharre mir durch Deine Arbeit Geld zusammen und schenke meiner Geliebten einen goldenen Nachtopf.“

Die Mutter hörte zu. Wieder bligte als heller Streifen in der Finsternis der Weg Sawels und seiner Mitgänger vor ihr auf.

Als das Abendessen beendet war, lagerten sich alle um den Scheiterhaufen; vor ihnen brannte geschwinde das Holz aufzehrende Feuer, und hinter ihnen hing Finsternis, die den Wald und den Himmel verhüllte . . . Der Kranke blickte mit weitgeöffneten Augen auf das Feuer, hustete ununterbrochen und zitterte am ganzen Leibe. Es schien, daß die Reste seines Lebens unaufhaltsam aus seiner Brust hervorbrachen und

Den trockenen, von Krankheit aufgezehrten Körper zu ver-
lassen suchten. Der Abglanz der Flamme zitterte in seinem
Gesicht, ohne die tote Haut zu beleben. Nur die Augen des
Kranken brannten in einem bläulichen, erlöschenden Feuer.
„Vielleicht willst Du in die Hütte gehen, Satawely?“
fragte Jakob, sich über ihn beugend.

„Warum?“ erwiderte er mühsam. „Ich bleibe hier sitzen
. . . werde schon nicht mehr lange unter Menschen sein . . .
nicht mehr lange!“

Er betrachtete alle, schweig einen Augenblick und fuhr
dann mit schwachem Lächeln fort:

„Bei Euch fühle ich mich wohl . . . sehe Euch an und
denke — vielleicht entschädigt Ihr uns für die, die man aus-
geplündert hat . . . für das ganze Volk, das aus Hier hin-
gemordet ist . . .“

Er bekam keine Antwort und schlief bald, den Kopf kraft-
los auf die Brust gesenkt, ein. Nybin blickte ihn an und
sagte leise:

„Da kommt er nun zu uns, sitzt hier und erzählt immer
ein und dasselbe . . . von diesem Hohn auf die Menschen.
Darin liegt seine ganze Seele, als wenn man ihm die Augen
ausgestochen hätte und er nichts weiter sähe.“

(Fortsetzung folgt.)

Der prähistorische Mensch.

(Ein Traum.)

Nach dem Französischen von M. E. Schade.

Nachdem ich lange Stunden damit zugebracht hatte, über den
Ursprung des Menschen nachzudenken, war ich, erschöpft von der
Uebermüdung und den unnützen Anstrengungen, eingeschlafen.

Da hatte ich einen Traum.

Eine große und schön gewachsene Frau, in ihr edles Gewand
gehüllt wie eine Göttin von Phidias, stand plötzlich vor mir und sagte
mit ernster Stimme: „Ich weiß, was Du suchst, und ich kann Dich
zufriedenstellen; willst Du mir folgen?“

„Wer bist Du, eine Fee, eine Schererin?“

„Ich bin die menschliche Wissenschaft.“

„Du hast so oft diejenigen getäuscht, die Ihr Vertrauen in Dich
setzten.“

„Ich habe bisweilen irren, ich habe mich in Engpässe und in
wirres Gestrüpp verlieren können; aber ich habe immer den rechten
Weg zurückzufinden gewußt, und jetzt wird mein Gang von Stunde
zu Stunde fester und sicherer.“

„Ich stelle mich Dir zur Verfügung, führe mich. Wohin gehen
wir?“

„Wir werden in die unermeßliche Nacht vergangener Jahr-
hunderte hinabsteigen. Vergiß die Chronologie, die man Dich
während Deiner Kindheit gelehrt hat; der Gedanke an die Zeit, die
wir jetzt durchleben werden, wird Deine Phantasie erschrecken.
Während dieser langen Reihe von Jahrhunderten hat die Erde
mehrere Male sich umgebildet. Vollständige Schöpfungen, Meere
und Länder, Tierreiche und Pflanzenreiche sind entschwundenen
Schöpfungen gefolgt. Nach einem Ausdruck der Bibel selbst „hat
die Natur ihre Kleidungsstücke gewechselt, wenn sie alt waren“. Nichts
auf dieser Welt von ehemals vermag an die Welt von heute
zu erinnern.“

„Wieviel Jahrhunderte,“ fragte ich, „sind verfloßen seit dem
Zeitpunkte, in dem wir uns befinden, und dem, den Du mich
kennen lehren wirst?“

„230 000 bis 240 000 Jahre.“

Ich zitterte, als ich diese Ziffer hörte, aber ich hatte nicht Zeit,
einen Zweifel auszudrücken oder eine Frage zu stellen; „die
Wissenschaft“ legte ihre harte und marmorharte Hand auf mich und
sagte: „Komm!“

Ich fühlte mich davongetragen mit einer wunderbaren Ge-
schwindigkeit durch unermeßliche Räume. Alle Arten schrecklicher
und lachender Gestalten, herrliche Landschaften, merkwürdige
Färbungen setzten sich zusammen zu grandiosen Gemälden, die
ohne Ende auf meiner Fahrt sich änderten. Die ganze prähistorische
Ära rollte sich vor mir ab mit ihren kolossalen Wanderungen,
ihren blutigen Kriegen, ihren seltenen Idyllen. Dann sah ich den
quaternären Menschen mit seinen wilden Gesichtszügen, mit seiner
Fellbekleidung und seinem Steinbeil, wie er Schutz sucht unter
Felsen oder in Höhlen. Die Natur bot mir majestätische und un-
vorhergesehene Anblicke. Wo man heute bevölkerte und blühende
Städte sieht, dehnte sich ein Ozean ohne Grenzen aus. Vulkane
schleuderten Flammen und Laven unter Donnergetöse und furcht-
baren Erdbeben, während die Gletscher der Eisperiode ungeheure
erratische Blöcke bis zu 280 Kilometer von dem Punkte ab trugen,
wo sie sie herausgerissen hatten.

In dem Maße, wie ich vorrückte, wurde das Licht weniger leb-
haft. Oft hieß es sogar, vollständig nebelgefüllte Räume zu durch-
queren; aber ich hörte nicht auf, unter der Leitung meines
Führers voranzufahren, und plötzlich, als ich gleichsam aus einer

dunklen Wolke hervortrat, fühlte ich, wie die Marmorhand mich
zurückhielt.

„Jetzt schaue auf!“ sagte man zu mir.

Ich ließ die Augen umherschweifen und sah folgendes:

Ich stand am Ufer eines Sees, dessen azurblaues Wasser sich
bis zu den letzten Grenzen des Horizontes ausdehnte. Diese
Wasser spiegelten ruhig und milde den Himmel wider und waren
stellenweise mit prächtigen Seerosen bedeckt, deren runde Blätter
und breite, wohlriechende Blüten bei der geringsten Bewegung der
Fluten hin und her schwannten. Nahe am Ufer war ein Birrwarr
von Sumpfpflanzen, wo man unter Rohrkolben und Binsen, die zu
unserer Flora gehörten, Bambus und Papyrus der tropischen Flora
bemerkte.

Ebenso sah ich am niedrigen Ufer viele Bäume unserer
Himmelsstriche, Eichen, Pappeln, Eichen, Ahornbäume; aber,
o Wunder, inmitten dieser Pflanzen des gemäßigten Europas
standen hohe, herrliche Palmen, die ihre grünen Fächer über das
Blau des Himmels ausbreiteten, baumhohes Farnkraut, wie das
von Madagaskar, Myrten, Lorbeeren, Kampherbäume, die weithin
aromatische Düste ausströmten — eine ganze Welt kostbarer
Bäume, die heute in Afrika und Asien leben und gedeihen. Die
Luft um mich war warm, rein und klar, und die Sonne ver-
breitete Wärme, wie sie unter unserem Himmel nicht üblich ist.
Ich betrachtete mit Erstaunen und Bewunderung diese herrliche
Landschaft und suchte einige ihrer Bewohner zu entdecken. Sie
waren zahlreich, und alle waren neu für mich. Wenn die Vege-
tation in gewissen Arten fast mit der unsrigen gleich schien, so
boten die Tiere, die diese kräuterreichen Ebenen durchweilten, nur
ganz eigentümliche Typen, von denen man in der Periode des
jetzigen Erdenlebens ähnliche nicht finden kann. Breite, schwarze
Punkte, die sich auf der Oberfläche des Sees zeigten und schnell
wuchsen, nahmen schließlich die Gestalten enormer Krokodile an.
Mehrere dieser furchtbaren Saurier zwängten sich durch die Rohr-
gewächse und versuchten, irgendwelche lebende Beute auf dem Ufer
zu erfassen. Zweifellos waren sie nicht von derselben Art wie die
Krokodile des Nils, die Kaimans Amerikas oder die Gajals von
Sumatra; sie stöhnten aber gewaltigen Schreien den Wasservögeln
wie den kleinen Säugetieren ein, die davonflohen oder davonflogen,
indem sie unbekannte Schreie ausstießen.

Einige Landtiere erregten mir sehr bemerkenswert. Da
waren Rhinozerosse ohne Horn auf der Nase; viel länger und
schmäler als unsere afrikanischen Rhinozerosse, wühlten sie in dem
Sumpf, verfolgten sich und lieferten sich, bedeckt mit Schlamm,
Schlachten. Aus dem Dickicht sah ich einen Tapir herantommen,
ganz verschieden von den unsrigen, aber mit dem Halsbüffel, der die
Art charakterisiert, dann eine Art Wildschwein mit kurzen Glied-
maßen, dessen Formen denen des Flusspferdes glichen. Sie
machten Jagd auf kleine Schweine, die sich zufällig auf ihrem Wege
befanden, und stießen ein Geheul aus, das die Ruhe jener
pittoresken Einsamkeit störte.

Hier und dort weideten auf der Wiese alle Arten bizarrer
Wesen, die jetzt vollständig von der Oberfläche der Erde ver-
schwunden sind. Zuerst eine Art Pferd von hohem Wuchs, dessen
schwere und massige Glieder in nichts an die graziosen Glieder
unserer Pferde erinnern. Antilopen von verschiedener Größe, aber
meist ohne Hörner, eilten durch die Ebene mit Windesschnelle, und
unter ihnen unterschied ich eine Art von Bisamhirschen, deren ge-
schmeidige Bewegungen und winzige Form aus ihnen die
reizendsten Wesen ihrer Art machten.

Voll Bestürzung betrachtete ich diese wunderbaren Einzel-
heiten. Unter dieser brennenden Sonne, in Gegenwart dieser
Palm- und Kampherbäume, dieses baumhohlen Farnes, sagte ich,
indem ich mit dem Blicke die Bewegungen der Krokodile in dem
See, der Rhinozerosse an dem Ufer verfolgte, ganz laut zu mir:
„Ich bin zweifellos in Ägypten, und dieser See ist einer von
denen, die der Nil in seinem gewaltigen Laufe bildet; vielleicht
auch bin ich nach Indien, an die Ufer des Ganges gelangt. . .“

„Du bist,“ sagte eine rauhe Stimme hinter mir, „an dem
Orte, wo sich in mehreren Hunderttausenden von Jahren das fran-
zösische Dorf Chenay im Departement Loire-et-Cher erheben wird.
Dieser See bedeckt das, was eines Tages die Ebene von la Beauce
mit den üppigen Saatfeldern sein wird, ich habe Dich an eine der
ältesten Niederlassungen des prähistorischen Menschen geführt.“

„Der Mensch,“ rief ich aus, „der Mensch, wo ist er?“

„Suche ihn, er wird Dir ohne Zweifel verschieden von dem
erscheinen, den Du Dir vorstellst. Aber erinnere Dich daran,
daß ich Dich in diese Unterwelt geführt habe, aus der nach manchen
Modifikationen die Arten hervorgehen, die jetzt auf der Erde leben.
Alle die Tiere, die vor Dir sind, werden verschwinden, um denen
Platz zu machen, deren Vorgänger sie sind. Der Mensch wird sich
diesen verhängnisvollen Gesetzen der Lebewesen nicht entziehen
können.“

Ich hörte nicht mehr hin; die Versicherung, daß der Mensch
nah bei mir sei, nahm mich ganz und gar in Anspruch. Eifrig
sah ich an umherzuspähen.

Plötzlich erregte ein bis dahin unbemerkter Umstand meine
Aufmerksamkeit. Einige hundert Schritte entfernt hinter einem
Wall von Moosen und Koniferen am Fuße eines mit Dornen-
bäumen besetzten Felsens stieg ein dünner Faden Rauch zum
Himmel empor. „Feuer,“ rief ich aus, „die Entdeckung des Feuers
ist der erste Ausdruck menschlicher Intelligenz gewesen. Der
Mensch ist also dort.“

Und verfolgt von dem ein wenig spöttischen Lagen meines Führers, rückte ich zu der Stelle vor, wo der Rauch sichtbar war. Ich erreichte den Rand eines Waldes, wo Bäume des Hochwaldes mit einigen mit Farrenkraut bestandenen Felsen wechselten. Dichtes Gesträuch bildete das Unterholz, und mitten durch dieses schlängelten sich leichte Pfade, ähnlich denen, die in wildreichen Gegenden das Wild zurückläßt, wenn es zur Aesung geht. In dem Maße, wie ich mich näherte, hörte ich ein verworrenes Geräusch und unterschied endlich Stimmen von ganz neuem Charakter. Bald stand ich vor einer großen Anzahl rätselhafter Wesen. . . .

Wenn diese Wesen tatsächlich zum Menschengeschlechte gehörten, dann waren sie von viel kleinerem Wuchse als der unserige; die größten schienen nicht mehr als einen Meter hoch zu sein. Sie gingen auf zwei Füßen, indem sie die ganze Sohle auf den Boden stützten; aber ihre große Fußzehe war von den anderen Beinen weit getrennt und beweglich wie unsere Daumen, was ihnen die Fähigkeit geben mußte, auf die Bäume zu klettern, wie gewisse Aeger unserer Tage. In der Tat waren die meisten auf Bäumen, deren Blätter sie schüttelten und deren Zweige sie beim Spiel oder im Zorn zerbrachen. Einige traten zu mir; sie gingen ein bißchen gekrümmt, und trotz ihrer offensbaren Lebhaftigkeit stützten sich mehrere auf große Stäbe. Sie trugen keine Art Kleidung und waren von Kopf bis zu den Füßen mit Haaren bedeckt, deren Nuance mehr oder weniger dunkel war, je nach dem Geschlecht oder Alter. Sie hatten lange Arme und dünne Beine. Ihr Kopf war von langer Form, der innere Teil ihres Gesichts sehr hervorstehend, ihre Nase sehr kurz. Die Ohren standen sehr nach hinten, die Stirn war sehr niedrig, das Auge indessen, wie das sich für einen Pflanzenesser gehört, entbehrte nicht der Milde, und sein Ausdruck erschien mehr wild als grausam.

Ich wurde von einer Art Schreden ergriffen. „Aber das sind doch keine Menschen,“ schrie ich, „das sind Affen.“

„Schau besser hin,“ sagte die Stimme hinter mir. Ein sehr rauhaariger Zweihänder entfernte sich von der Gesellschaft und ging zum See; es war eine Mutter, die ihr Kind an der Brust trug. Das Kleine klammerte sich an sie, wie es der junge Orang-Utang macht, und sie hatte es kaum nötig, es mit einer der Hände zu halten, während die andere sich auf einen Stab stützte. Das Junge wimmerte, ohne daß ich erkennen konnte, ob es Tränen vergoß, und die Mutter antwortete ihm in monotonen Gutturallauten, offenbar zu dem Zweck, es zu beruhigen.

Eine Bucht des Sees schien absichtlich ihrer Rosensträucher beraubt zu sein; der Rand war festgestampft, als wenn er gewöhnlich zum Abwaschen diente. Das Wasser war an dieser Stelle klar und durchsichtig, man konnte auf den weißen Sand des Grundes hinabschauen.

Nichtsdestoweniger näherte sich die Mutter dem Ufer mit Mißtrauen und heftete lange ihre Augen auf die Tiefe, wo ein Krokodil im Hinterhalt liegen konnte. Zur noch größeren Sicherheit schlug sie das Wasser unter großem Geräusch mit ihrem Stabe. Nach diesen Vorsichtsmaßregeln füllte sie ihre hohle Hand und bot es dem Kleinen dar, das gierig den Trank schlürfte. Nachdem es mehrere Male diese natürliche Tasse geleert hatte, hörte es auf zu wimmern und bekundete Lust zu spielen. Die Mutter trug dem aber keine Rechnung, und nachdem sie sich selbst mit Wasser gelabt hatte, tauchte sie ihr kleines Kind in das Wasser, um es zu reinigen. Das Wimmern begann von neuem, aber die Mutter setzte ruhig ihre Arbeit fort, als ich sie plötzlich sich aufrichten und eilends davonziehen sah. Gewisse Bewegungen in dem Wasser verrieten die Annäherung von Krokodilen.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Das freikende Meer. Auch im Reiche Thalias ist der Streit eine furchtbare Waffe. Das hat der Direktor eines Berliner Vorstadttheaters mit Schrecken erfahren. Er hatte, wie die „Berliner Volkszeitung“ schreibt, vor einigen Tagen in einem Ausstattungsstücke zur Darstellung eines Ungewitters auf dem Meere 15 Männer engagiert, die, unter einer grün bemalten Leinwand verborgen, durch Heben und Senken des Körpers das Wogen des Meeres und das Branden der Wellen nachzuahmen hatten. Die Darsteller des Meeres erhielten anfangs für jede Vorstellung 1 Mark; doch die Einnahmen wurden magerer, und der Direktor setzte ihr Salair auf 50 Pf. herab. Das empörte Meer beschloß nun zu streiken. Als bei der nächsten Vorstellung wieder der Donner grollte und flammende Blitze die Szene erhellten, blieb das Meer völlig ruhig. Vergeblich besah der Regisseur, rot vor Zorn, mit dem Meeressturm zu beginnen. Das Meer rührte sich nicht. Dagegen tauchte unter der Leinwand der Kopf eines Mannes auf, der dem Regisseur zurief: „Eine Mark, Herr Regisseur, — oder kein Mensch wagt.“ — „Kein — fünfzig Pfennig!“ Das Meer bewahrte seine kettere Ruhe, während im Zuschauerraum stark gelacht wurde. „Eine Mark?“ — „Kein, sechzig Pfennig!“ Das Meer kränkelte sich leicht, wie vom Abendwind bewegt. „Achtzig Pfennig!“ brüllte der Regisseur, der schon den Erfolg des Abends gefährdet sah. Die Wogen stiegen ein wenig, wie wenn

ein linder West sie berührte. „Gut, eine Mark!“ schrie jetzt endlich der verzweifelte Regisseur. „Aber zum Teufel, empört Euch endlich, Ihr Meereswogen!“ Und siehe — das Meer grollte furchbar und begann, wie vom Sturme gepeitscht, rasend zu schwellen, während der Donner sich verdoppelte und leuchtende Blitze über die Bühnen hinfuhren.

Erziehung und Unterricht.

H. Kuppers: Volksschule und Lehrerbildung in den Vereinigten Staaten. (Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen.) Verlag von W. G. Teubner in Leipzig. 146 Seiten. 1,25 M.

Wertvoller für die Entwicklung des deutschen Erziehungswesens als der mit aller offiziellen Feierlichkeit bewirkte Professoren-austausch sind die Eindrücke und Erfahrungen, die neuerdings verschiedene deutsche Schulmänner von ihren amerikanischen Studienreisen mitgebracht haben. Am meisten Aufsehen erregten in vorigen Jahre vorübergehend die dem preussischen Abgeordneten-hause vorgelegten Reiseberichte, die mehrere Regierungs-kommissare als Ergebnis ihrer Entsendung zur Weltausstellung in St. Louis erstattet hatten. Leider nur vorübergehend. Einige marfante Partien aus den Berichten machten wohl die Reise durch die deutsche Presse; aber die Berichte selbst bildeten einen dicken, schwer erhältlichen Band, und ihr reicher anregender Inhalt wurde daher nicht genügend ausgeschöpft. Die preussische Regierung konnte freilich wenig Interesse am Bekanntwerden dieser offiziellen Berichte haben, da sie alle mehr oder weniger danach angetan waren, die preussische Schulpolitik in denkbar blamabelster Weise bloßzustellen.

Jetzt hat einer der damaligen Regierungskommissare seine Reise-eindrücke in erweiterter Form und durch zahlreiche Abbildungen belebt als Band der Teubnerschen Sammlung gemeinverständlicher Darstellungen herausgegeben, was hoffentlich dazu beiträgt, die Kenntnis über das amerikanische Schulwesen in Deutschland zu erweitern. Jemehr man aber davon erfährt, umfomehr springt die Miskständigkeit des preussisch-deutschen Schulwesens in die Augen, und umfomehr wird der Eifer angefaßt, durch vermehrte politische Betätigung den verfallenen deutschen Schularren aus dem Schmutz herauszuholten und auf eine fahrbare Bahn zu stellen.

Der Verfasser der Schrift ist ein preussischer Schulmann, ein Stadtschulinspektor, welche Eigenschaft ihn öfter behindert, mit der ungeschminkten Deutlichkeit zu reden, zu der er in seiner hellen Freude am amerikanischen Schulwesen merklieh ausholt. Auch versucht er über verschiedene deutsche Miskständigkeiten den Mantel der Liebe zu hängen. Man darf ihm ferner darin recht geben, wenn er mehrmals Vorbehalte gegen die vorläufigen praktischen Ergebnisse der amerikanischen Schultendenzen erhebt. Zweifellos ist auch in Amerika nicht alles Gold, was glänzt; die teilweise vorzüglichen, musterhaften Schuleinrichtungen kommen erst einer Minderzahl — wenn auch nicht nur, wie in Deutschland, einer finanziell bevorzugten Minderheit — zugute, auch mischt sich bei dem frischen fröhlichen Draufgängertum der Amerikaner noch manche Spreu unter den Weizen. Aber wenn man auch das alles in Rechnung stellt, so bleibt doch noch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem eingestorten, verstaubten und veralteten deutschen Schulwesen und dem fortschrittlichen, großzügigen, in vielen Dingen geradezu vorbildlichen amerikanischen Erziehungswesen. Mit Absicht wird hier ein Unterschied zwischen Schul- und Erziehungswesen gemacht. In Deutschland beschränkt sich die öffentliche Erziehung des Volkes auf acht Schuljahre, in denen nach veralteten Methoden den Kindern Wissens- und Verstandesgedrillt wird, ob sie wollen oder nicht, ob sie es verstehen oder nicht, ob sie es später einmal gebrauchen können oder nicht; in Deutschland ist die Schule die Hauptsache, die Kinder sind gleichsam nur der Schule wegen da. In Amerika ordnet sich die Schule dem Kinde und in weiterer Konsequenz dem Leben mit seinen mannigfaltigen Bedürfnissen unter; dem Kinde wird viel mehr Freiheit und Selbständigkeit gelassen, körperlich wie geistig; nicht Gedächtniskram ist die Hauptsache, sondern die Erweckung der Kräfte des Kindes. Dabei ergibt es sich von selbst, daß die öffentliche Erziehung eher beginnt als in Deutschland, daß sie beim Kindergarten anfängt, daß sie aber auch länger dauert und je nach den Reigungen und Fähigkeiten des Kindes in eine höhere Schule übergeht; vor allem aber ergibt sich daraus, daß sie ein Hauptgewicht auf den Arbeitsunterricht, auf die körperliche Arbeit der Kinder legt. Auf Kuppers hat der Erfolg und der belebende Charakter des Arbeitsunterrichts so überzeugend gewirkt, daß er ausruft: „Ist es nicht ein geschichtlich gewordener Irrtum im Leben unseres Volkes, daß alle körperliche Arbeit erniedrigen, alle geistige veredeln soll! An dieser Einschätzung sind unsere Schulen mit schuld.“ Es ist darum auch nicht weiter verwunderlich, wie Kuppers sich überzeugt zu haben glaubt, daß die A B C Schützen drüben lieber in die Schule gehen als bei uns.

Bei alledem handelt es sich auch in Amerika immer erst um Anfänge, die mühsam, wenn auch ungleich leichter und erfolgreicher als im verjunkerten Deutschland, dem steinigen Boden der kapitalistischen Gesellschaftsordnung abgerungen werden müssen. Die Reife und Ausgestaltung dieser Anfänge unter Benützung der wertvollen theoretischen Vorarbeiten der berufenen Pädagogen — genauert seien nur Comenius, Pestalozzi und Frobel — und in sunnvoller Anwendung auf die kulturellen Bedürfnisse der Allgemeinheit laur erst die sozialistische Gesellschaft bringen. h. sch.

Astronomisches.

Der Eulennebel. Die älteren Astronomen haben trotz der noch unvollkommenen optischen Kunst ihrer Zeit durch die Großartigkeit ihrer Pläne und Mittel manches Außerordentliche zustande gebracht. Namentlich hat Lord Rosse mit seinem ungeheuren Spiegelfernrohr, das den Namen Leviathan führte, manche Beobachtung am Himmelszelt gemacht, die erst in allerneuester Zeit wieder aufgenommen worden ist. Dies Spiegelfernrohr ist in seinen Ausmaßen auch bis auf den heutigen Tag noch von keinem Instrument wieder erreicht worden. Andererseits hat es den Fehler, daß eigentliche Messungen damit kaum ausgeführt werden konnten. Immerhin verdienen und erhalten die jetzt mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Forschungen von Lord Rosse bei den heutigen Astronomen eine achtungsvolle Aufmerksamkeit. Einen Beweis dafür liefert ein wichtiger Bericht, den Professor Barnard, nach dem Urteil seiner Fachgenossen wohl der schärfste Beobachter unter den lebenden Himmelsforschern, außerdem der glückliche Benutzer des größten Refraktors der Welt, von der Yerkes-Sternwarte aus an die „Monatsberichte der Britischen Astronomischen Gesellschaft“ gesandt hat. Der Inhalt bezieht sich auf einen durch Lord Rosse berühmt gewordenen Himmelskörper, den sogenannten Eulennebel. Dies zarte Gebilde wurde der Welt zuerst im Jahre 1848 durch eine Zeichnung von Lord Rosse bekannt und erhielt auch sofort seinen höchst bezeichnenden Namen. Der Nebel stellt sich nämlich wie andere als eine schwach leuchtende Masse dar, die aber zwei Löcher zeigt, durch die der völlig dunkle Hintergrund hindurchsieht. In diesen beiden Öffnungen sah nun Lord Rosse je einen Stern, und die Erscheinung erhielt daher eine so verblüffende Ähnlichkeit mit zwei Augen, daß die Wahl des Namens „Eulennebel“ nahe lag. Wahrscheinlich wegen der ungenügenden Schärfe anderer Instrumente oder auch durch Zufall war dieser Himmelskörper seitdem nicht wieder beobachtet worden, und als Professor Barnard das Tiefenfernrohr der Yerkes-Sternwarte unlängst darauf richtete, fand er zu seiner Ueberraschung ein wesentlich anderes Bild, als Lord Rosse es gezeichnet hatte. Die beiden Sterne waren zwar noch vorhanden, aber sie standen nicht mehr in den dunklen Löchern des Nebels, sondern auf dessen schwach leuchtender Masse selbst, obgleich noch dicht am Rande iener Öffnungen. Daraus zieht Barnard den Schluß, daß entweder die Zeichnungen Lord Rosses ungenau gewesen sind, oder daß sich seitdem erhebliche Veränderungen in dem Gebilde vollzogen haben. Die letztere Annahme ist nicht wahrscheinlich, weil die Erläuterung, die Lord Rosse seiner Zeichnung beigegeben hat, mit dieser selbst genau übereinstimmt. Es wäre auch kaum glaubhaft, daß Rosse dem Nebel den merkwürdigen Namen gegeben hätte, wenn dieser nicht genau so erschienen wäre, wie er von ihm dargestellt worden ist. Wenn es daher wahrscheinlich ist, daß in den letzten 60 Jahren durchgreifende Veränderungen in dem Himmelskörper geschehen sind, so ist diese Entdeckung von großer Bedeutung. Professor Barnard vermutet, daß der ganze Nebel sich in einer Drehung von Westen nach Osten um eine Achse befindet, die in einem Winkel von 50 Grad gegen die Richtung zur Erde gestellt ist. Wenn die Umdrehungsgeschwindigkeit groß genug ist, so läßt sich aus dieser Annahme erklären, daß die beiden Sterne im Laufe der letzten Jahrzehnte dadurch aus ihrer früheren Stellung, die sie in den „Eulenaugen“ besaßen, herausgerückt worden sind. —

Bergbau.

Neue Lager von Edelmetallen. Eine ungewöhnlich große Zahl von Entdeckungen neuer Gold- und Silberlager wird in ein und derselben Wochenangabe von „English Mechanic“ mitgeteilt. Zunächst soll in England selbst ein neues Goldfeld gefunden worden sein. England ist überhaupt goldreicher, als gewöhnlich angenommen wird, denn es werden jährlich rund 30 000 Tonnen Goldberge gefördert. Das neue Goldlager liegt in dem Tal des Wye, der im mittleren Wales entspringt und etwa gegenüber Bristol in den Sebern mündet. Die bisher untersuchten Proben haben eine weite Verbreitung des Goldes erwiesen, aber der Gehalt des Gesteins an dem Edelmetall scheint nicht groß genug zu sein. Dennoch hat sich bereits eine Gesellschaft unter dem Namen Wye Valley-Goldfeld gebildet, die das ganze Gebiet gemutet hat und in größerer Tiefe unter der Oberfläche des Bodens größere Goldmengen zu finden erwartet. Außerdem werden zwei Funde von Silberlagern in der Umgegend von Barnstaple im nördlichen Teil von Devonshire gemeldet, und zwar sollen die Erze sehr reich sein, so daß ihr Abbau sofort in Angriff genommen werden wird. Diese Nachricht ist wahrscheinlich mit mehr Zutrauen aufzunehmen als die vorige, da in demselben Gebiete noch vor 50 Jahren berühmte Silberbergwerke im Betriebe gewesen sind. Freilich macht sich auch dort die Wünschelrute breit, mit deren Hilfe eine zweite wertvolle Silberader in derselben Gegend nachgewiesen worden sein soll. Dieser Bericht ist so märchenhaft abgefaßt, wie es dem dabei benutzten Verfahren zukommt, denn es heißt, die Wünschelrute habe sich an der betreffenden Stelle so heftig herumgedreht, daß ihr Benutzer Schwielen an der Hand bekommen habe. Außerdem werden neue Funde aus Südafrika angekündigt, namentlich die Entdeckung eines neuen Goldfeldes in Rhodesia, das den Namen Felsburg-Goldfeld erhalten hat. Die Stelle liegt etwa 80 Kilometer nördlich von Victoria. Gleichzeitig meldet die Oesterreichische Monatschrift für den Orient die Entdeckung eines Platinlagers

im Kapland, wo im Bezirk von Albany ein reichlich platinführender Quarz offen zutage liegen soll, so daß er auf die leichteste Art abgebaut werden könnte.

Archäologisches.

Neue Ausgrabungen in Athen. Seit etwa fünf Wochen werden in Athen auf Anregung von Professor A. Brüdners seitens der griechischen archäologischen Gesellschaft im antiken Friedhof des Kerameios, am Diphylon-Tor, Grabungen ausgeführt, deren Resultate zu den überraschendsten zählen. Die Untersuchung hat ergeben, daß die Denkmäler-Reihe, die sich an der bekannten Gräberstraße aufbaut, auf hohen Terrassenmauern ruht. Das ursprüngliche Straßenniveau liegt etwa 1,50 bis 2,50 Meter unter dem heutigen Boden, der bisher fälschlich als die alte Straßenhöhe gegolten hatte. Die Grabmonumente haben sich also in beträchtlicher Höhe über dem Beschauer befunden, und so erklärt sich jetzt mit einem Male, weshalb diese Bildwerke eine perspektivische Darstellung erfahren hatten, die von den bisher bekannten Grundrissen abwich. Das bekannte Monument des Reiters Dexileos stimmt sich nach der neu gewonnenen Auffassung hoch auf. Von den Schuttmassen wurden auch die Gesandtenstelen am Eingange zum Friedhofe befreit, und wie anders stellen sich diese nun dar auf ihren schwer-borischen Unterbauten! Der ernste, vornehme Gedanke, der bei der Errichtung dieser Denkmäler vorgeschwebt hat, wird uns nun klar. Aber auch sonst hat Brüdners Untersuchung, die noch einige Wochen fortgesetzt werden soll, glänzende Erfolge in der Auffassung der Grabanlagen, in ihrem einheitlichen Charakter, in dem Wesen ihrer Vertikulation ganz besondere Erfolge zu verzeichnen, auf die wir erst dann zurückkommen können, wenn diese Untersuchung ihren Abschluß gefunden hat.

Humoristisches.

— **Rorderney.**

Auf dem Sommer ruht kein Segen:
Bahlrecht, Blod und immer Regen,
Unentwegt das gleiche Lied.
Das schlägt scheußlich ins Gesicht.

Mopsend zieht man aus dem Lande
Nach dem gelben Nordsee-Strande,
Wo die Woge wilder kraust
Und der Wilow friedlich haust.

Dort die Führer der Parteien
Billig ihm die Ohren leihen,
Schmidt und Raempff und Wassermann. —
Raumann kommt wohl auch noch 'ran.

Man trinkt Grog und echte Biere,
Styt bei Tisch von eins bis viere —
Und dann zieht man mit Gesang
In ein andres Restorant.

(Gottlieb im „Tag“.)

— **Manöverkritik.** „Meine Herren, es ist alles sehr schön gegangen, nur wird man es im Ernstfalle gerade umgekehrt machen.“

— **Baden-Baden.** „Heuer is s' schon garnischt mit 'm Totalisator.“ — „Kein Wunder, hier stehen alle Betten auf Hau.“

— **Auskunft.** „Können Sie mir nicht sagen, wie ich von hier am schnellsten in die Karlstraße komme?“ — „Ja mei, in die Karlstraßen? Wissen S', dös kann ma net a so leicht beschreib'n. Da gehnga verschiedene Straßen hin und her, bis in die Karlstraßen. Aber schaugn S', i tat ja mitgehn, wann i kumt. I tat Gabna hiführn, g'wiß a no. Aber schaugn S', i hob a so viel Durst, und i möcht jetzt grad a bissel ins Hofbräuhaus gehn. Wissen S' was, gehngas do a mit ins Hofbräuhaus! Was tuan denn Sö in da Karlstraßen?“

(„Simplificissimus“.)

Notizen.

— **Der französische Dichter Sully Prudhomme** ist im Alter von 68 Jahren auf seinem Landgute bei Paris gestorben.

— **Griegs letzte Kompositionen**, eine Reihe von Liedern, die noch nicht veröffentlicht waren, sind, wie aus Kopenhagen berichtet wird, in einem Hotel der Stadt, in dem der verstorbene Komponist während des letzten Sommers wohnte, verloren gegangen und es ist bisher nicht möglich gewesen, das Manuskript wieder aufzufinden. Grieg hat ein Vermögen von etwa 300 000 M. hinterlassen, von dem der größte Teil seiner Vaterstadt Bergen zufällt.

— **Zum 100. Geburtstag** Friedrich Reuters soll dem Dichter in seiner Vaterstadt Stavenhagen ein Denkmal errichtet werden. Die Sammlungen, die schon früher annähernd 10 000 Mark ergeben hatten, werden jetzt wieder aufgenommen.

— **Die Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine** findet in Verbindung mit dem 7. Deutschen Archivatag vom 14. bis 18. d. M. in Mannheim statt.